AGENDA

Otto R. Romberg

Von »David« zu »Dieter«

Dieter Graumann stellt sein Buch »Nachgeboren − Vorbelastet?« vor

»Als mein erster Schultag dann endlich gekommen, war, stellten meine Eltern mich vor den Spiegel im Schlafzimmer, nahmen mich in die Mitte und sagten feierlich: ›David! Ab heute heißt du Dieter.‹ An diesen Moment kann ich mich ganz genau erinnern, an jedes Wort, an dieses Abbild im Spiegel. Schließlich geschieht es doch nicht alle Tage im Leben, dass man seinen Namen ändert. ›David‹, das klang meinen Eltern damals viel zu jüdisch − sie hatten Angst um mich, Angst davor, dass ich in der Schule zu rasch als jüdischer Junge identifiziert werden könnte. Denn damals war es noch keineswegs ›modern‹, so wie heute, sich biblischer Namen zu bedienen.« So erinnert sich Dieter Graumann, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, in seinem Buch »Nachgeboren − Vorbelastet?«, das im Ignatz-Bubis-Gemeindezentrum in Frankfurt am Main unter großer öffentlicher Anteilnahme vom Autor selbst und von Rachel Salamander vorgestellt wurde. Die Literaturwissenschaftlerin bemerkte in ihren Ausführungen, sie habe gewusst, dass Graumann ein brillanter Redner sei. Mit diesem Buch habe er unter Beweis gestellt, dass er auch Schreiben könne.

Etwas verspätet gesellte sich Frankfurts neuer Oberbürgermeister, Peter Feldmann (SPD), zum aufmerksamen Publikum der Lesung hinzu. Graumann, seinen Vortrag unterbrechend, begrüßte ihn mit den Worten: »Willkommen, Herr Oberbürgermeister Feldmann, willkommen zu Hause, lieber Peter.«

Im Laufe des spannenden Abends verdeutlichte Graumann mit der Lesung einiger Kapitel seines Buches die Empfindsamkeiten der nachgeborenen Generation. Sie wurde von ihren Eltern, deren Leben und Denken durch die traumatischen Erlebnisse in der Shoah geprägt blieben, wohlbehütet aufgezogen − aber in ständiger Angst, als Jude erkannt, belästigt oder verfolgt zu werden. Bei Graumann liest sich das wie folgt: »Gleich in der ersten Schulstunde hat uns der Lehrer allerdings gefragt, welcher Religion wir angehören. ›Jüdisch‹, habe ich natürlich geantwortet. Dass die ganze Na-

mensänderung, ja, die verstörende Verschlimmbesserung meines Namens, also vollkommen zwecklos gewesen war, habe ich meinen Eltern freilich erst viel später als Erwachsener erzählt. Ich wusste noch, wie sehr ihnen das wehgetan und wie viel mehr Sorgen es ihnen verursacht hätte. Den eigenen Eltern Schmerz zu bereiten nach allem, was sie durchgemacht hatten, das war und ist für viele Juden meiner Generation ein absolutes Tabu. Viele Kinder von Shoah-Überlebenden sind gewissermaßen als die Eltern ihrer Eltern aufgewachsen. Wir haben sie immerzu betreut und beschützt. Wir hatten immer das Gefühl, für sie da sein zu müssen. Das fünfte der Zehn Gebote ›Ehre deinen Vater und deine Mutter‹ stand für uns alle quasi immer an allererster Stelle, es war unsere wichtigste Aufgabe und war das Gebot der Gebote für uns. Denn wir haben die Wunden unserer Eltern gesehen und empfunden und fühlen uns auch dafür verantwortlich, ihren Schmerz, so gut es geht, zu lindern.«

Die Prägung durch und auf die Elterngeneration war für die Nachgeborenen groß. Es kostete sie viel Anstrengung, eine eigene Lebensperspektive zu entwickeln und umzusetzen. Graumanns Erfahrungen sind dafür programmatisch: »Ich habe mich erst relativ spät, als Student, auf meine Weise im jüdischen Studentenverband engagiert. Zum ersten Mal empfand ich es als wichtiger, mich für das einzusetzen, was mir am Herzen lag, als nur auf die Wünsche meiner Eltern einzugehen, die doch eigentlich mein ganzes Herz ausmachten. Es war der Moment, an dem ich wusste, gerade durch die Geschichte meiner Eltern, dass ich mich für die jüdische Gemeinschaft einsetzen will. Dem Horror, den meine Eltern durchlebt haben, weil sie jüdisch waren, musste ich nun entgegensetzen, mich mit leidenschaftlichem Engagement für die jüdische Gemeinschaft einsetzen, für die jüdische Zukunft, damit solch eine Katastrophe nie wieder geschehen kann. Für mich und meine jüdischen Freunde war wohl der stärkste Antrieb gegen Antisemitismus vorzugehen, der Blick in die unendlich traurigen Augen unserer eigenen Eltern.

Und die Gelegenheit, sogar die Notwendigkeit, jüdisches Engagement zu zeigen wie noch niemals zuvor wieder im Nachkriegsdeutschland, kam dann urplötzlich von einer Seite, von der man es gar nicht erwarten konnte. Ich erinnere mich daran noch ganz genau, weil es für mich so wichtig werden sollt: Am letzten Oktobertag 1985, dazu noch besonders gefühl- und geschmacklos kurz vor dem 9. November platziert, sollte in Frankfurt am Main Rainer Werner Fassbinders berüchtigtes Stück ›Der Müll, die Stadt und der Tod‹ uraufgeführt werden. Eine Welle der Empörung ging rasch durch Teile der Jüdischen Gemeinde. Wir waren plötzlich elektrisiert und spürten es mit jeder Faser und sagten es dann sehr laut: Dieses Stück ist antisemitisch! Mit ekelhaften, mit absolut hässlichen Sätzen. Mit widerwärtigen Anspielungen auf den Frankfurter Häuserkampf, in dem nicht selten damals gerade nur jüdische Bauherren als ›jüdisch‹ ausgesondert − soll man denn sagen: selektiert? − wurden. Mit bösartigen, mehr als deutlichen Hinweisen, wie wir es sahen, vor allem auch auf Ignatz Bubis.

Ich war, wie so viele meiner Freunde, selbst kräftig dabei und leidenschaftlich mittendrin. Gemeinsam malten wir Plakate für die Proteste, hatten hitzige, temperamentvolle, endlose Diskussionen in der Jüdischen Gemeinde, aber auch mit dem damaligen Kulturdezernenten der Stadt, Hilmar Hoffmann. Am Abend der Uraufführung demonstrierten wir schließlich vor den Frankfurter Kammerspielen. Wir empfingen das feine Premierenpublikum mit lauten Pfiffen und gellenden Buhrufen, unsere Freunde, die gleich die Bühne besetzen sollten, hatten zuvor schon sozusagen kreativ nachgemachte Eintrittskarten erhalten. Die Demonstration draußen dauerte ziemlich lange und es war beißend kalt. Ein wenig

Hitze kam nur auf, als Jutta Ditfurth, damals eine sehr bekannte grüne Fundamentalistin, erschien, mir mein Plakat entreißen und mit einigen ihrer Freunde wiederum heftig gegen uns demonstrieren wollte. Denn sie meinte, wir seien Feinde der Freiheit, und glaubte tatsächlich, ausgerechnet uns über die Freiheit der Kunst belehren zu müssen. Gefühlskälte, oberlehrerhafte Hartherzigkeit und frostige Ablehnung schlugen uns in jenen Tagen auch von Günther Rühle, dem damaligen Intendanten der Städtischen Bühnen entgegen, aber auch in renommierten Teilen der journalistischen Berichterstattung. Wir kämpften an gegen eine Stimmung in der Stadt und im ganzen Land.

Diejenigen, die uns so herablassend und kalt kritisierten, verstanden indes nicht eine einzige Sekunde lang: Unsere Gefühle wurden verletzt, wenn in einem deutschen Theater Sätze von antisemitischer Scheußlichkeit gesprochen werden sollten. Dass die Städtischen Bühnen schließlich von öffentlichen Subventionen lebten, machte die Sache noch so viel pikanter: Steuersätze für Judenhetze? Das durfte nicht sein! Wir protestierten mit Ausdauer und Vehemenz, standen dann später dicht an Ignatz Bubis' Seite, der – völlig außer sich und noch längst nicht so geübt und souverän wie in späteren Jahren – den Fernsehsendern die Motive für unseren Protest erklärte. Er war damals noch nicht der allseits respektierte Präsident des Zentralrats. In den Tagen darauf besorgten wir uns dann alle, quasi konspirativ, Eintrittskarten für die kommenden geplanten Vorstellungen, die dann aber gar nicht mehr stattfanden, weil es am Ende vor allem der kluge und verantwortungsbewusste Oberbürgermeister Walter Wallmann war, der ein energisches Machtwort sprach und diesem bösen Spuk ein Ende bereitete.

Tatsache ist: Diese Auseinandersetzung war für viele Juden in diesem Land, auch für mich selbst, ein politisches ›Erweckungserlebnis‹, ja, ein kraftvolles ›Coming Out‹. Vor allem Ignatz Bubis hatte uns gezeigt, unterstütz und befeuert von dem damals noch sehr jungen und energiegeladenen, scharfzüngigen und scharfsinnigen Michel Friedman, dass sich Juden auch in Deutschland laut und kämpferisch einmischen können. Und bereit sein müssen, für sich selbst zu streiten. Das hatte es im Deutschland der Nachkriegszeit so bislang noch nicht gegeben.

Die Lehre, die wir Juden in Deutschland daraus zogen, hieß: Es lohnt sich für uns allemal, wenn wir uns auch kontrovers und kämpferisch einmischen. Und machen wir es, bleiben wir am Ende im heutigen Deutschland nicht alleine. Das habe ich selbst damals gelernt und dann auch immer wieder beherzigt.«

Kritisch und betroffen beobachtet Graumann die Haltung der deutschen Politik zu Israel: »Inzwischen gibt es auch bei uns mehr und mehr Politiker, und im Frühjahr ließ sich sogar der SPD-Vorsitzende Sigmar Gabriel plötzlich und unvermutet so vernehmen, Israel freundlich, zuweilen recht bedrängend, zu empfehlen, nun endlich mit der Hamas gütlich zu reden und vernünftig zu verhandeln. Solche Politiker finden wir oft in der Linkspartei, aber nunmehr auch immer mehr in den anderen Parteien. Für die klugen Ratgeber widerhole ich meinerseits den Rat, die gültige Charta der Hamas zu lesen. Dort steht nach wie vor, dass man nicht nur Israel vernichten wolle, sondern zudem auch alle Juden auf der Welt zu ermorden beabsichtige. Wer könnte es da den Israelis verübeln, nicht mit den selbsterklärten Todfeinden über die eigene Vernichtung verhandeln zu wollen? In diese Richtung zielende politische Forderungen sind keine Ratschläge, das sind Tiefschläge. Die Hamas ist ganz sicher nicht die Lösung im Nahen Osten – sondern ein besonders giftiger Teil des ganzen Problems. Sie missbraucht immer wieder bewusst und vorsätzlich und zynisch Kinder als menschliche Schutzschilde, eiskalt kalkulierend instrumentalisiert sie unschuldige Jugendliche, um sich feige hinter ihnen zu verstecken, sie

nimmt häufig wissentlich deren Tod in Kauf – das ist menschenverachtend und teuflisch. Kann man denn je noch bösartiger, kann man denn noch zynischer sein?«

Graumann verweist auch auf die freiwillige Räumung von Gaza im Jahr 2005 durch die Israelis, »vollkommen ohne Gegenleistung in einer einseitigen Geste des Friedens. … Es war ein schweres Opfer, das Israel mit dem Abzug aus Gaza brachte – in der Hoffnung auf den Frieden. Die Israelis gingen damals, aber der Frieden kam nicht, er kam nicht einmal näher, ganz im Gegenteil. Die Hamas übernahm dort die Macht und hatte alle Chancen, etwas daraus zu machen. Aber statt die Lebensverhältnisse der eigenen Menschen zu verbessern, statt dort in Schulen, in Kindergärten, in Gesundheit, in Wasserversorgung, in Hygiene, in Zukunft zu investieren, hat die Hamas ganz gezielt und verblendet von Hass und Fanatismus ein Regime von Terror, von Krieg und von Korruption errichtet. Sie hat offensichtlich niemals eine soziale Infrastruktur, sondern nur die infame Infrastruktur des Terrors schaffen wollen. Ganz Gaza wurde systematisch degradiert zur bloßen Abschussrampe für Terror-Raketen gegen israelische Zivilisten. Ende des Jahres 2011 zählte der Terrorhagel bereits über 10.000 Raketen, abgefeuert auf israelische Schulen, auf Häuser, auf Zivilisten. Und die Menschen in Gaza wurden von ihrer eigenen Regierung als Geiseln für diesen brutalen Kurs von Tod und Terror genommen.«

Das ist nur eine kleine Leseprobe aus dem informativen und sehr lesenswerten Buch von Dieter Graumann. Es ist im Kösel-Verlag erschienen, hat 219 Seiten und kostet 19,99 Euro.